



Verständnis unter Gleichgesinnten

Digitale Teilhabe ermöglicht
Beziehungspflege

**Allein oder
einsam?**

Inhalt

Viele Menschen erleben im Laufe ihres Lebens in irgendeiner Form Einsamkeit. Diakonische Einrichtungen in Hessen machen viele Angebote, um Austausch und Begegnungen zu ermöglichen. Aber auch jeder einzelne kann einen Beitrag leisten und anderen Menschen Aufmerksamkeit schenken.



EDITORIAL

Seite 5

Die Bahnhofsmision ist an 365 Tagen im Jahr für alle Menschen offen, die am Frankfurter Hauptbahnhof Hilfe brauchen. Jeden Tag kommen sehr viele Gäste dort hin. Darunter sind auch viele Stammgäste, 23 Hauptamtliche, rund 40 Ehrenamtliche und zwei Freiwillige im Sozialen Jahr helfen ihnen bei ihren ganz unterschiedlichen Problemen.



BAHNHOFSMISSION

Seite 6

Naima Atmaj und Farman Faisal Abdullah erzählen zwei verschiedene Geschichten der Einsamkeit. Sie sind aus ihrer Heimat geflohen. In Deutschland haben sie sich zuerst sehr einsam gefühlt. Es hat ihnen geholfen, Deutsch zu lernen und einen Arbeitsplatz zu finden. Trotzdem vermissen sie ihre Familien und Freunde.



FLÜCHTLINGSSITUATION

Seite 14

Bevor sie wohnungslos werden, verlieren Menschen oft ihre sozialen Kontakte. Sie sind einsam und ihnen fehlt Vertrauen. Die Wohnungsnotfallhilfe des Diakonischen Werks Marburg-Biedenkopf macht obdachlosen Menschen verschiedene Angebote. Dazu gehören Waldspaziergänge und eine Kunst-Galerie in der Tagesaufenthaltsstelle. Kunst kann Menschen dabei helfen, gesund zu werden.



WOHNUNGSLOSENHILFE

Seite 20

Anette Ott und Horst Kappauf leben abstinente. Das heißt: ohne Alkohol. Sie haben beide bei der Diakonie Hessen eine Ausbildung zum freiwilligen Suchthelfer gemacht. Jetzt begleiten sie andere alkoholkranken Menschen und helfen ihnen dabei, abstinente zu leben. Der regelmäßige Austausch in Selbsthilfegruppen ist dabei sehr wichtig.



SUCHTHELFER-AUSBILDUNG

Seite 24

Wie sieht die Pflege in der Zukunft aus? TruDi, der Truck für Digitalisierung in der Pflege zeigt Beispiele: Musikkissen, kuschelige Roboter und besondere Fußmatten werden gezeigt. Es gibt auch den Roboter Paro, der wie eine Robbe aussieht. Er reagiert auf Ansprache und auf Berührung. Außerdem gibt es das digitale System „enna“. Es hilft älteren Menschen dabei, mit ihrer Familie in Kontakt zu bleiben und am Leben teilhaben zu können.



PFLEGE

Seite 30



**Jede*r von uns kann sich
dafür einsetzen, dass
„Caring Communities“
entstehen!**

Einsamkeit betrifft viele Menschen

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Leserinnen und Leser,

oftmals werden Worte wie „Einsamkeit“ oder „sich einsam fühlen“ für Menschen benutzt, die sich allein oder ausgeschlossen fühlen. Doch allein sein ist nicht immer gleich einsam sein.

Das „Kompetenznetz Einsamkeit“ definiert: „Einsamkeit ist ein subjektives Gefühl, bei dem die eigenen sozialen Beziehungen nicht den persönlichen Wünschen und Bedürfnissen entsprechen. Zum Beispiel kann Einsamkeit für manche einen empfundenen Mangel an engen, emotionalen Bindungen bedeuten. Für andere entsteht Einsamkeit, wenn sie weniger Kontakt zu anderen Menschen haben, als sie es gerne möchten.“

Es ist eindeutig, dass Gemeinschaft und soziale Bindungen wichtig für das menschliche Wohlbefinden sind. Einsamkeit berührt daher den Kern unseres menschlichen Daseins, denn wir definieren uns als soziale Wesen. Wir erfahren von daher dann Einsamkeit, wenn die sozialen Beziehungen, die wir uns wünschen, nicht vorhanden sind. Das Thema ist unter mehreren Aspekten auch politisch höchst brisant. Studien zeigen, dass soziale, schwere Einsamkeitsbelastungen bspw. das Risiko für

Depressionen, Herzkrankheiten und sogar Demenz erhöhen. Einsamkeits-erfahrungen können die Entstehung von Ressentiments schüren, was zur Folge haben kann, dass populistische Einstellungen und Verschwörungstheorien mehr Unterstützung erfahren. Dies wirkt sich wiederum negativ auf unser demokratisches System aus.

Einsamkeit ist ein Gefühl, das viele Menschen erfahren können. Erhöhte Einsamkeitsbelastungen gehen einher mit veränderten Strukturen in der Umgebung, sei es Familie oder Freunde. Wir sprechen hier auch oft von einem Netzwerk, das durch unterschiedliche Auslöser wegbricht. Das kann junge Menschen ebenso betreffen wie alleinerziehende Mütter oder Väter, Flüchtlinge, Menschen mit Beeinträchtigung und alte Menschen. Der ungewollte Mangel an sozialen Kontakten sowie soziale Beziehungen, die nicht als erfüllend empfunden werden, können schwerwiegende Auswirkungen auf die physische und psychische Gesundheit haben, wie im Einsamkeitsbarometer aufgezeigt wird, welches im Jahr 2024 vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend veröffentlicht wurde.

Diakonische Einrichtungen bieten zahlreiche Angebote und Initiativen, um Einsamkeit zu verringern. Mehrgenerationenhäuser, Besuchsdienste und Tagesaufenthaltsstätten sind nur einige Beispiele. Diese Angebote schaffen Gelegenheiten für soziale Interaktion und helfen, das Gefühl der Einsamkeit zu mindern.

Und auch wir als Gesellschaft können etwas gegen Einsamkeit tun. Jeder von uns kann einen Beitrag leisten. Ein regelmäßiger Besuch bei älteren Nachbarn, ein gemeinsamer Spaziergang oder einfach ein offenes Ohr können viel bewirken. Es geht darum, Aufmerksamkeit zu schenken und zu zeigen, dass niemand einsam sein muss. Auch die Unterstützung von pflegenden Angehörigen durch kleine Hilfsangebote kann eine große Entlastung sein. Und jede*r von uns kann sich dafür einsetzen, dass „Caring Communities“ entstehen!

Von daher wünschen wir eine ertragreiche Lektüre!


Carsten Tag
Vorstandsvorsitzender Diakonie Hessen


Dr. Harald Clausen
Vorstand Diakonie Hessen

Mit Herz im Frankfurter Bahnhofsviertel unterwegs: Vom Mutmachen und Zuhören

Die Bahnhofsmision am Frankfurter Hauptbahnhof ist seit 130 Jahren Zufluchtsort für einsame, gestrandete Menschen. Sie ist seit jeher auf die Mitarbeit von Ehrenamtlichen und auf Spenden angewiesen.



Wer auf dem Frankfurter Hauptbahnhof Hilfe sucht, muss nur auf den Boden schauen. Ein blauer Streifen auf schwarzen Granitfliesen weist den Weg zur Bahnhofsmision. Bis zum Abschluss der Renovierung ihrer eigentlichen Räume ist die Bahnhofsmision in Containern an der Nordseite des Bahnhofs hinter Gleis 24 untergebracht. Ihre Türen stehen allen Menschen offen, die am Frankfurter Hauptbahnhof gestrandet sind und Hilfe suchen – von der Hilfe beim Umsteigen über eine Lademöglichkeit für das Handy, einem Kaffee, einem wohlthuenden Gespräch, der Ausgabe von Hygieneartikeln oder Ersatzkleidung, einer heißen Dusche bis hin zu einer kurzfristigen Übernachtungsmöglichkeit im Notfall – das Angebot an Hilfe in der Bahnhofsmision ist vielfältig. „Wir kümmern uns darum, dass Menschen an die Orte gelangen,

wo sie hinmöchten. Aber wir helfen auch bei allen anderen Problemen, mit denen die Menschen zu uns kommen. Da kann es auch schon mal sein, dass wir beim Ausfüllen eines Antrags oder Erstellen eines Lebenslaufs unterstützen. Wir sind eine niedrigschwellige und offene Einrichtung“, sagt Daniel Modellmog, Sozialarbeiter und stellvertretender Leiter der Bahnhofsmision. „Die Tage sind spannend und vielseitig. Man weiß nie, was passiert“, schwärmt der 36-Jährige. „In der Bahnhofsmision sind wir sehr nah an den Menschen dran, die auf sich gestellt sind, niemanden sonst haben und sich in akuten Notsituationen vertrauensvoll an uns wenden.“ 400 bis 500 Gäste, wie die Besucher und Besucherinnen der Bahnhofsmision genannt werden, kommen täglich vorbei.



**„Die Tage sind spannend
und vielseitig.
Man weiß nie, was passiert.“**

Daniel Modellmog

Die Bahnhofsmision in Frankfurt ist die zweitälteste Deutschlands



Schutzraum für Menschen, die auf sich gestellt sind

Bereits seit 1895 ist die Bahnhofsmision in Frankfurt im Dienst und ist damit nach Berlin die zweitälteste Deutschlands. Ihre Gäste sind bunt gemischt und kommen aus den unterschiedlichsten Gründen. „Manche sind verwirrt oder dement, werden von ihren Angehörigen gesucht und warten bei uns, bis sie abgeholt werden. Andere stehen ohne Papiere oder Geld vor der Tür, weil sie während der Zugfahrt bestohlen wurden oder ihre Wertsachen verloren haben“, erzählt Modellmog. „Und wir stellen fest, dass auch immer mehr Menschen zu uns kommen, die von Altersarmut betroffen sind, ihre Wohnung verloren haben, und/oder von psychischen Krankheiten oder Suchtmitteln gezeichnet sind.“

Gegründet wurde die Bahnhofsmision als Schutzraum für Frauen, die in Frankfurt gestrandet sind und davor bewahrt werden sollten, auf die schiefe Bahn zu geraten. Der Gedanke des besonderen Schutzes für Frauen zeigt sich auch heute noch an der Aufteilung in einen Frauen- und Männerbereich durch eine Regalwand im Café. Die räumliche Trennung sei noch immer berechtigt,

so Modellmog. „Viele Frauen, die uns aufsuchen, haben in ihrem Leben meist irgendeine Form der Gewalt erfahren.“ Für ein Gefühl der Sicherheit – sowohl bei Mitarbeitenden, Ehrenamtlichen und Gästen – sorgt tagsüber auch der Mitarbeiter eines Sicherheitsdienstes an den Türen der Einrichtung. Dieser hilft, wenn die Situation mal brenzlich wird. Auch die Bundespolizei ist nicht weit entfernt. Sie arbeitet mit der Bahnhofsmision oft Hand in Hand, wenn sich etwa geflüchtete Menschen bei der Bundespolizei melden und eine Weiterfahrt in das hessische Ankunftszenrum in Gießen organisiert werden muss.

Unter den Gästen sind auch immer wieder Menschen auf der Flucht. In den letzten Jahren waren dies vor allem Menschen aus Syrien oder der Ukraine. Hier gestrandet, werden sie von den 23 (Tag- und Nachtdienst) hauptamtlichen, rund 40 ehrenamtlichen Mitarbeitenden und zwei Freiwilligen im Sozialen Jahr in die verschiedenen Hilfesysteme weitergeleitet.

„Man wird nicht mit Dankbarkeit überschüttet“

„Wir haben ein tolles Team an Ehrenamtlichen. Wer sich bei uns engagiert, braucht Empathie und Wertschätzung gegenüber jedem einzelnen Gast. Und es muss einem klar sein: Man wird nicht mit Dankbarkeit überschüttet“, erklärt Modellmog. „Man muss bereit sein, unsere Gäste kennenzulernen, eine Beziehung zu ihnen aufzubauen und sie so anzunehmen, wie sie sind. Wir werten nicht. Niemand ist wohnungslos oder mit einer Suchterkrankung geboren.“

Die Bahnhofsmision ist an 365 Tagen für die Menschen da. Ohne die vielen Ehrenamtlichen wäre dies nicht zu schaffen. Nur in der Mittagszeit werden die Räume für eine gründliche Reinigung geschlossen. Mindestens zweimal im Monat leisten Ehrenamtliche für vier Stunden Dienst. Zuvor schnuppern sie ein paarmal. „Es gibt sehr junge Ehrenamtliche, die unsere Arbeit bereits während eines Schulpraktikums kennengelernt haben und sich nun weiter engagieren wollen. Andere sind berufstätig und bringen sich nach der Arbeit

immer wieder für ein paar Stunden ein. Und dann gibt es Menschen im Ruhestand, die noch Zeit und Kraft haben sich zu engagieren.“

Ein breiter Strauß an Problemen

So wie der 67-jährige Marc Clement. Er ist seit ein paar Monaten Ehrenamtlicher der Frankfurter Bahnhofsmision und reist jeden Mittwoch mit der Bahn aus Mainz an, wo es keine Bahnhofsmision mehr gibt. Der passionierte Eisenbahn-Fan und Christ hat sich zuvor unter anderem in einem Bahnmuseum engagiert und ist noch beim ökumenischen Mittagstisch in den Mainzer Gemeinden aktiv. An der Arbeit in der Bahnhofsmision begeistert ihn die Vielfalt der Themen und die Nähe zur Bahn. „Wenn ich in der Dienstkleidung am Bahnsteig stehe, werde ich oft angesprochen. Ich helfe gerne weiter und gebe Auskunft.“ Clement genießt die Arbeit mit den Menschen und die Möglichkeit „aktives Christsein“ zu leben. „Es gibt hier einen breiten Strauß an Problemen. Wir unterstützen bei den Anliegen, die unsere Gäste gerade haben“, sagt Clement. Er gibt Kaffee aus,

hilft beim Umstieg und ist für die Menschen da. „Unsere Gäste sind erwachsen; sie müssen selbst entscheiden, ob sie so weit sind, etwas in ihrem Leben zu ändern oder nicht. Ich möchte ihnen Respekt erweisen und sie da unterstützen, wo sie Hilfe verlangen.“

Clement faszinieren die Menschen, denen er in der Bahnhofsmision begegnet. „Das sind Leute, mit denen ich normalerweise nichts zu tun hätte. Die Jungs sind extrem direkt. Ich war früher im Management tätig und da hat man auch viel mit Menschen zu tun“, erzählt der ehemalige Chemiker. „Wenn man hier arbeitet, braucht man ein gehöriges Maß an Pragmatismus und Flexibilität.“

Ein Kaffee für ein bisschen menschliche Wärme

Die „Jungs“, von denen Clement spricht, zählen meist zu den Stammgästen, die immer wieder die Bahnhofsmision besuchen. Modellmog: „Unsere Stammgäste sind häufig ohne feste Beziehungen wie Freunde oder Familie. Sie nutzen unser Angebot manchmal seit Jahren, um mit anderen

in Kontakt zu treten und nicht einsam zu sein. Unseren Aufenthaltsraum sehen sie auch als eine Art Wohnzimmer.“

„Viele unserer Stammgäste sind einsam“, stellt auch Clement fest. „Ich halte einen kleinen Schwatz mit ihnen, wenn sie das wollen. Und manchmal geben wir ihnen mit unserem Kaffee ein bisschen menschliche Wärme. Das sind keine großen Dinge.“

Echte Freundschaften entwickeln sich in der Bahnhofsmision auch unter den Stammgästen nur selten.

Die Stammgäste sind nicht auf der Durchreise – sie sind in der Bahnhofsmision hängen geblieben. „Wenn es dann doch jemand schafft, wieder Wohnraum zu finden, bekommen wir das meist nicht mit. Die Gäste verschwinden einfach“, sagt Modellmog. Nur selten kommt jemand – manchmal nach Jahren – wieder vorbei und bedankt sich.



Die Stammgäste sind nicht auf der Durchreise.



MARC CLEMENT (67 JAHRE)

„Ich habe in der Bahnhofsmision mit Menschen zu tun, mit denen ich normalerweise nichts zu tun hätte. Wir helfen den Menschen nicht nur beim Umstieg auf ihrem Weg. Wir unterstützen bei den Anliegen, die unsere Gäste gerade haben. Mit unserem Kaffee geben wir auch ein bisschen menschliche Wärme.“



Es sind die kleinen Gesten, die zählen.

Als Clement vor Kurzem einem Mann beim Ausfüllen eines Antrags für Bürgergeld geholfen hat, musste er sich selbst erst einmal bemühen, die vielen Anforderungen in dem Formular zu verstehen. Als der gleiche Gast eine Woche später zurückkam und explizit nach ihm fragte, hat sich Clement gefreut. Für ihn ist klar: „Ich mach das, solange ich kann.“



Ohne Spenden geht es nicht

Betrieben wird die Bahnhofsmision gemeinsam von Diakonie und Caritas. Aber ohne Spenden geht es nicht. Die Kleiderspenden kommen meist von Durchreisenden und Frankfurter Bürger*innen, die Tüten mit abgelegter Garderobe vorbeibringen. Außerdem steuern Firmen und Hotels etwa ausrangierte Hygieneartikel, Handtücher oder nützliche Werbeartikel wie T-Shirts und Trinkbecher bei. Daneben ist die Bahnhofsmision auch auf Geldspenden angewiesen. Damit wird etwa das

Videodolmetschsystem finanziert, über das die Sozialarbeiter*innen spontan Dolmetschende zuschalten können. Dies ist besonders dann erforderlich, wenn die Sozialarbeiter*innen ein intensiveres Beratungsgespräch mit einem in Not geratenen Menschen führen wollen und das sonst an der Sprachbarriere scheitern würde.

Für diese Gespräche ziehen sich die hauptamtlichen Mitarbeitenden der Bahnhofsmision in das Beratungszimmer im ersten Stock zurück. Hier gibt

es neben einer weiteren Kleiderkammer auch eine Lounge für Durchreisende und einen Aufenthaltsraum für die Mitarbeitenden. Im Eingangsbereich befindet sich der Aufenthaltsbereich für die Gäste mit einer Theke, hinter der die haupt- und ehrenamtlichen Mitarbeitenden Getränke zubereiten oder Büroarbeit erledigen. Außerdem befinden sich im Erdgeschoss Sanitäranlagen und ein Zimmer mit einem Stockbett für Notfälle. Mehrmals am Tag werden die Toiletten gereinigt.

Wie Flucht und Fremdsein zu Einsamkeit führen

„Ich fühlte mich in jedem Moment meines Alltags einsam.“

(Naima Atmaj)

Naima Atmaj und Farman Faisal Abdullah erzählen zwei verschiedene Geschichten der Einsamkeit. Beide sind aus ihrer Heimat geflohen und leben nun in der Nähe von Bad Homburg. Ihre Geschichten erzählen auch von großer Hoffnung auf eine gute Zukunft und dem Willen, eine neue Heimat zu finden.

Einsam im Kirchenasyl

Eine lange Zeit war Einsamkeit Naima Atmaj's ständige Begleiterin. Sie lebte in verschiedenen Heimen für Geflüchtete, in Gießen und in anderen Städten. Im Jahr 2019 war sie sechs Monate im Kirchenasyl in Friedrichsdorf. In einem Zimmer mit ihren zwei Kindern, ohne ihren Mann. Atmaj ist besonders ein Abend im Kirchenasyl in Erinnerung geblieben. Im Winter. Dunkel und kalt sei es gewesen, sie sei allein gewesen.

Ihre Kinder schlafen neben ihr, sie selbst weint leise. Der fehlende Kontakt zu anderen Menschen, allen voran die Trennung von ihrem Mann und ihren Eltern, sei besonders zu Beginn schwer zu ertragen gewesen, so Atmaj. Jetzt hat sie seit zwei Jahren eine eigene Wohnung und ihr Aufenthaltsstatus ist mittlerweile anerkannt. Für die Kinder habe sie durchgehalten, sagt Atmaj. „Fast jeden Abend habe ich vor Einsamkeit geweint“, erzählt sie, „aber trotzdem habe ich das nie vor meinen Kindern gezeigt. Ich habe versucht, stark zu bleiben und diese Zeit zu überstehen. Ich sagte mir immer: Es ist nur am Anfang so schwer, später wird es besser.“ Sie habe sich verloren gefühlt in einem Land, das sie nicht verstand und in dem ihr Sprache und Menschen fremd waren.



Ich sagte mir immer:
„Es ist nur am Anfang so schwer,
später wird es besser.“



„Sobald die Vermieter im Pass lesen,
dass die Abschiebung angeordnet wurde,
bekomme ich die Wohnung nicht.“

Vom Wunsch, eine gemeinsame Sprache zu sprechen

Wenn Atmaj von Einsamkeit spricht, dann beschreibt sie oft einen Mangel an tieferen Beziehungen und sozialer Resonanz. „Einsamkeit bedeutet für mich, wenn viele Menschen um mich sind, aber ich nicht mit ihnen sprechen kann und sie mich nicht verstehen“, so Atmaj. „Ich fühle mich allein, auch wenn meine Kinder bei mir sind. Ich habe niemanden, mit dem ich über meine Ängste, meine Müdigkeit oder einfach nur zum Lachen sprechen kann. Einsamkeit ist dieses Gefühl, fremd zu sein – nicht nur im Land, sondern auch bei den Menschen, in der Sprache und manchmal sogar mir selbst.“

Immer wieder thematisiert Atmaj den Zusammenhang zwischen Sprachkenntnis und Verständnis der Menschen und Kultur. Es sei nicht einfach, ein neues Leben in einem fremden Land zu beginnen. Fremdheit sei nicht nur geografisch zu denken, sondern sei vielmehr ein Gefühl der Isolation, „besonders wenn die Menschen um sie herum meine Sprache, meine Geschichte oder sogar mein Schweigen nicht verstehen“, sagt sie.

Mensch sein, nicht Fremde

Heute findet Atmaj, dass sie weniger einsam ist. Weil sie von Natur aus ein sozialer Mensch sei, habe sie trotz aller Schwierigkeiten immer versucht, Nähe zu anderen Menschen aufzubauen, sie besser kennenzulernen und sich zu integrieren. Atmaj arbeitet seit zwei Jahren in einem Kindergarten als Erzieherin, erst vor Kurzem wurde ihr Arbeitsvertrag verlängert und bald wird sie dort auch eine Ausbildung beginnen. Über die zuständige Referentin der Regionalen Diakonie Main-Hochtaunus hat Atmaj ihre beste Freundin kennengelernt, die ebenfalls allein aus Syrien geflüchtet ist. Beide treffen sich sehr oft und singen regelmäßig in einem Chor.

Auf die Frage, was es ihrer Meinung nach brauche, um Einsamkeit zu verhindern, formuliert Atmaj den Wunsch nach echter Begegnung. Sie sagt, „was ich brauche, ist nicht viel. Ich brauche einen ehrlichen Willkommensblick, jemanden, der mich nach meinem Namen fragt und nicht nach meinen Papieren, eine Chance, nicht darüber zu sprechen, warum ich gekommen bin, sondern darüber, wer ich bin. Ich sollte als Mensch gesehen werden, nicht als Fremde.“





„Mein einziger Wunsch
ist es, in Deutschland
bleiben zu können.“

Farman Faisal Abdullah



Einsam in der Gemeinschaftsunterkunft

Auch Farman Faisal Abdullah kennt das Gefühl der Einsamkeit. Der irakische Kurde lebt seit 2018 mit seiner Frau und seinen vier Kindern in Deutschland in verschiedenen Gemeinschaftsunterkünften. Dort fühle er sich manchmal allein, mit anderen zu leben sei zwar besser als völlig ohne Kontakte, aber trotzdem sei jeder für sich. Und dann fehlen Freunde und Familie von früher. „In ein anderes Land zu reisen oder zu fliehen ist ein Unterschied“, sagt Abdullah und betont damit, dass Einsamkeit für Geflüchtete eine besondere Dimension hat. Trotzdem hat Abdullah Freundschaften geschlossen. Er hat einen Sprachkurs belegt und arbeitet als Automechaniker. Und er habe ja seine Frau und seine Kinder.

Existenzangst durch unsicheren Aufenthaltstitel

Die Familie hat lange für einen legalen Aufenthalt in Europa gekämpft. 2015 ist er mit seiner Familie aus dem Irak nach Schweden geflüchtet, wo der Asylantrag abgelehnt wurde. Zusammen mit seiner

Frau und seinen vier Kindern droht Abdullah auch in Deutschland die Abschiebung. Bis 2023 fanden so gut wie keine Abschiebungen von Deutschland in den Irak statt. Mittlerweile hat sich das geändert. Zweimal wurde der Asylantrag in Deutschland abgelehnt, ein Gerichtsverfahren gegen die Abschiebung hat Abdullah verloren. Vor sechs Monaten sollten Abdullah und seine Familie zur Abschiebung abgeholt werden – aufgrund des Dublin-Abkommens sollte die Abschiebung zunächst nach Schweden stattfinden.

Kein Raum zum Nachdenken über Einsamkeit

Um vom Status des unsicheren Aufenthalts zu einem sicheren Aufenthalt zu gelangen, braucht es gültige Pässe, eine Arbeitsstelle und eine private Wohnung. Abdullah hat mittlerweile wieder einen gültigen Pass und Arbeit. Die Diakonie Main-Hochtaunus erreichte zusammen mit der Ausländerbehörde, dass die Pässe, die immer noch in Schweden waren, an die Familie zurückgingen und verlängert werden konnten. Doch Abdullah findet schon lange keine private Wohnung.

„Sobald die Vermieter
im Pass lesen, dass
die Abschiebung
angeordnet wurde,
bekomme ich die
Wohnung nicht“,

erklärt Abdullah und beschreibt damit einen Teufelskreis, ist doch die Wohnbedingung für den Aufenthalt.

Besonders für seine Kinder werde eine mögliche Abschiebung schwierig. Was sie dort erwarte, sei nicht vorstellbar. „Es ist ein anderes System“, so Abdullah. Er findet auch, dass bald eine Belastungsgrenze erreicht sei, er habe viel zu viel gekämpft. Er denke wenig über Einsamkeit nach. „Mein einziger Wunsch ist es, in Deutschland bleiben zu können“, sagt Abdullah.

Allein auf der Straße



Viel Interesse und Kultur bei der Ausstellungseröffnung in der Tagesaufenthaltsstelle.

An wen denkt man bei dem Thema Einsamkeit als Erstes? An alte Menschen? An Alleinstehende ohne Familienanschluss? Sicherlich trifft es auf diese Personengruppen auch zu. Aber sie haben oftmals ein Dach über dem Kopf. Ganz anders verhält es sich bei wohnungslosen Menschen. Viele Obdachlose berichten, dass sie aufgrund einer Scheidung oder Trennung zunächst ihre sozialen Kontakte, ihre Wohnung und ihren Arbeitsplatz verloren haben. In der Phase vor dem Eintritt in die Obdachlosigkeit konnten es gesellschaftliche Angebote nicht schaffen, die Menschen vor dem kompletten Absturz zu bewahren. Dadurch ist bei ihnen viel Vertrauen in die Hilfsangebote verloren gegangen und sie ziehen sich in die Einsamkeit auf der Straße zurück.

Vertrauen aufbauen oder wieder aufbauen: Die Wohnungslosenhilfe

Daher ist es für die Mitarbeitenden der Wohnungslosenhilfeeinrichtungen unerlässlich, durch möglichst passge-

naue Angebote diese Menschen überhaupt wieder ansprechen zu können. Grundlage ist stets, den Personen auf Augenhöhe zu begegnen. Und zur Professionalität gehört es zu prüfen, wie der Klient, die Klientin adäquat ansprechbar ist. Die Wohnungsnotfallhilfe des Diakonischen Werks Marburg-Biedenkopf z. B. lädt wohnungslose Menschen ganz pragmatisch zu einem gemeinsamen Waldspaziergang ein. Da können Kontakte (wieder) geknüpft und (erste) Gespräche geführt werden.

Kunst verbindet

In den Räumlichkeiten der Tagesaufenthaltsstätte des Diakonischen Werkes Marburg-Biedenkopf gibt es die Galerie für Menschen auf der Straße. Dort wird Fotografie und Malerei ausgestellt. Die ausstellenden Künstler bewegen sich meist im professionellen Umfeld. Warum braucht es eine Galerie für Menschen auf der Straße im Schutzraum einer Tagesaufenthaltsstätte für wohnungslose Menschen?



Der Absturz in die Obdachlosigkeit ist oft unüberwindbar.



**Gut für die Gesundheit:
Der Besuch von
Kunstaussstellungen!**

Zentraler Gedanke ist die Teilhabe am gesellschaftlichen Leben.

Die Besucher der Aufenthaltsstätte erleben es häufig, dass sie von künstlerischen Ausstellungsräumen offen oder subtil ausgeschlossen werden, oder es fehlt ihnen die Kraft zum Aufsuchen kunstausstellender Orte.

Hinzu kommt noch ein weiterer Gedanke: Studien zeigen, dass der Besuch von Kunstaussstellungen gut für die psychische und körperliche Gesundheit ist. In der Schweiz testet der Kanton Neuenburg das Verschreiben von Museumsbesuchen auf Rezept und erzielt überraschend gute Ergebnisse. Eine wissenschaftliche Untersuchung aus Großbritannien zeigt, dass durch

Kunstgenuss die Arztbesuche um 37 Prozent und die Krankenhausaufenthalte um 27 Prozent reduziert werden können.

So zeigt die Galerie für Menschen auf der Straße in den Räumlichkeiten der Tagesaufenthaltsstätte für obdachlose Menschen in Marburg eine Ausstellung zur aktuellen südkoreanischen Malerei – von Seidentechnik mit traditioneller Farbherstellung über Minwha, Acryl- und Ölmalerei bis digital Paintings. Ausstellende sind Yang-Ok Sohn, Hee-Kyung Kim, Si-Yeog Ryu, Sung-Hee Kim, Young-Ho Park, Juju Park und Ji-Eun Byun.



Die gezeigten Werke reichen von der Mimesis der Malerei – der von Aristoteles begründete Begriff beschreibt Kunst, die nicht nur kopiert, sondern die Essenz und Wahrnehmung der Wirklichkeit zum Gegenstand der Arbeit erklärt – über die Darstellungsform der digitalen Paintings bis hin zu Landschaftsmalerei in Ölfarben.



Die Möglichkeit, in der Galerie ins Gespräch zu kommen, gehört in der Ausstellung dazu.

Mit der Suchthilfe in die Abstinenz Menschen finden, die einen verstehen

Anette Ott und Horst Kappauf haben es geschafft: Beide sind abstinent und aktive Suchthelfende. Mit der freiwilligen Mitarbeit in der Suchthilfe hilft man sich selbst und anderen. Der Weg in die Selbsthilfegruppen ist oft der erste Schritt in ein Leben in Abstinenz.

Seit sechs Jahren ist Anette Ott nun abstinent. Seit Kurzem ist sie Suchthelferin für die freiwillige Mitarbeit und begleitet Menschen auf ihrem Weg aus der Sucht. Etwa ein halbes Jahr hat sie sich in monatlichen Wochenendkursen zur Suchthelferin bei der Diakonie Hessen ausbilden lassen. Die Ausbildung hat die 63-jährige Fuldaerin vor allem für sich selbst gemacht. Ihre Erkenntnis: „Ich kann nur demjenigen helfen, der auch will. Ich kann niemanden trockenlegen.“

30 Jahre war Ott aktive Alkoholikerin. Drei Langzeittherapien hat es gebraucht, bis die Mutter von zwei Kindern sich endlich eingestand, dass sie ein Problem hat. Vorher dachte sie immer wieder, sie könne kontrolliert trinken. Es war schwer für sie, zu verstehen, dass das nicht geht. Ott hatte nur gelegentlich getrunken und wenn, dann ausschließlich am Wochenende. Wenn sie manchmal freitags nach der Arbeit endlich zu Hause war, kamen die Probleme hoch und schlechte Gewohnheiten brachen sich Bahn. Vom Wochenende hat sie dann meist nicht mehr viel mitbekommen. Im Anschluss litt sie unter starken Entzugserscheinungen. Als sie nach ihrem letzten Entzug dann an einem Wochenende wieder abgestürzt ist und eine Woche unentschuldig der Arbeit fernblieb, hat ihre erwachsene Tochter sie bei ihrem Arbeitgeber gemeldet. „Ich bin ihr heute

noch dankbar dafür“, sagt Ott. Erst als ihre Chefin bei ihr persönlich vor der Tür stand, wusste Ott, dass sie ein Problem hat. „Ich habe mich so geschämt. Meine Leute möchte ich einfach nicht enttäuschen.“ Es gehe ihr nicht nur um ihre Familie und Arbeitskolleginnen und Kollegen, auch vor den Menschen in ihrer Selbsthilfegruppe fiel es Ott schwer den erneuten Rückfall einzugestehen. Nun geht es der Berufsberaterin wieder gut, sie fühlt sich wohl mit sich selbst: „Ich habe einen Plan für die Zukunft, ich bin finanziell abgesichert, hab meinen Beruf und Freude am Leben. Ich möchte meine Freizeit genießen.“

„Ich war unzufrieden mit mir.“



**Einen Stuhlkreis gibt es hier nicht:
Anette Ott mit ihrer Suchthilfe-
gruppe im Freundeskreis Fulda.**



**„Einstellungen wie
„Abstinenz ist keine Leistung“
sind überholt.“**

HORST KAPPAUF

unter Menschen, die sich verstehen und gegenseitig stützen: Der Aqua-Pub des Freundeskreises Kassel war bei seiner Gründung Deutschlands erste alkoholfreie Kneipe. Es gibt eine kleine Gaststätte, wo man zusammensitzen, essen und trinken kann.

Verständnis unter Gleichgesinnten

Anette Ott ist ein lebensfroher, aktiver Mensch. Sie mag es zu wandern, zu reisen, Heavy Metal-Musik zu hören und auf Festivals zu gehen. Auch wenn zu diesen Gelegenheiten gerne viel Alkohol getrunken wird, kann sie widerstehen. „Ich bin eine zufriedene Abstinenzlerin. Auf so einem Heavy Metal-Konzert kriegt man wenigstens was mit, wenn man nüchtern ist. Dafür sind die Karten zu teuer.“ Mittlerweile ist Ott mit sich im Reinen und hört auf sich und ihre Bedürfnisse. Das musste sie aber erst lernen. „Ich wollte immer viel reisen, hab aber nichts gemacht. Ich war unglücklich, unzufrieden mit mir.“ Aus den Erfahrungen in der Suchtselbsthilfegruppe weiß sie: „Wir Suchtkranken können nicht Nein sagen. Doch Friede, Freude, Eierkuchen funktioniert auf Dauer nicht. Man kann es nicht allen recht machen. Man muss auch an sich selbst denken und das machen, was einem guttut.“

Man hat es selbst in der Hand

In der Selbsthilfegruppe hat Anette Ott viele Menschen kennengelernt, denen es ähnlich erging. In den Gruppen kommen Menschen mit verschiedenen Suchterkrankungen und jeglichen Alters zusammen. Auch Angehörige finden den Weg in die Gruppe. In der Ausbildung hat Ott viel mitgenommen über die weiteren Suchtformen wie Medien- und Spielsucht oder Drogenabhängigkeit. „Ich selbst kenne ja nur Alkohol“, sagt Ott.

Horst Kappauf hat mit Ott gemeinsam an der Ausbildung zur freiwilligen Mitarbeit in der Suchthilfe teilgenommen. Für ihn war es nicht das erste Mal. Vor über 30 Jahren hatte Kappauf schon einmal eine Ausbildung gemacht. Seitdem ist er auch immer wieder in Selbsthilfegruppen aktiv. Kappauf besucht, moderiert und leitet Gruppen. Zehn Jahre war er Beisitzer im Vorstand des Landesverbandes einer Selbsthilfeorganisation, der sogenannten „Freundeskreise“ in

Hessen. Seit 2024 ist er stellvertretender Vorsitzender des „Freundeskreises Kassel“. Fünf bis sechs Stunden widmet er in der Woche der ehrenamtlichen Suchthilfe. „Es hat sich viel geändert“, so Kappauf. Einstellungen wie „Abstinenz ist keine Leistung“ sind überholt. In der Ausbildung habe er auch neue Methoden der Kommunikation und Moderation gelernt. Den 61-Jährigen hat es gereizt, sein Wissen aufzufrischen. Wie Kappauf geht auch Ott regelmäßig in Kliniken, um die Arbeit der Suchtselbsthilfe vorzustellen. „In den Gruppen findet man Menschen, die einen verstehen, nicht verurteilen und die in einer ähnlichen Situation sind“, sagt Ott, die auch freiwillige Gruppenleiterin ist. Einige haben es geschafft, ausschließlich über die Selbsthilfegruppe von der Sucht loszukommen. Ott: „Man muss sich nicht schämen, dass man suchtkrank ist, sondern nur dafür, wenn man nichts tut. Das hat man selbst in der Hand.“

Die Ausbildung zum freiwilligen Suchthelfer komme Kappauf auch in seinem Beruf zugute. Nach einem Rückfall hat er seinen Beruf als Energieanlagenelektroniker aufgegeben und eine Ausbildung zum Ergotherapeuten gemacht. Lange Zeit war er dann in der Forensik mit suchtkranken Straftätern tätig. Mittlerweile arbeitet er in einer Einrichtung für betreutes Wohnen für Menschen mit psychischen Erkrankungen. Suchtprobleme sind auch hier ein Thema. „Mein heutiger Beruf ist aus meiner Suchterfahrung entstanden. Ohne sie hätte ich diesen Weg wahrscheinlich nie eingeschlagen“, sagt Kappauf.

Eine Art Mentor

Während seiner ersten Suchtphase war Kappauf hauptsächlich alkohol- und cannabisabhängig. Nach seinem Rückfall griff er dann überwiegend zu Cannabis und MDMA, auch Ecstasy genannt. Neben den vielen Informationen über Ursachen und Zusammenhänge der verschiedenen Suchterkrankungen bekommt man in der Ausbildung Werkzeuge an die Hand, wie man abstinent

bleibt. „Die Ausbildung bestärkt einen in der Abstinenz und sorgt dafür, dass man nicht wieder rückfällig wird“, sagt Kappauf. Diese Erfahrung hat er auch selbst gemacht: „Fünfmal die Woche habe ich direkt nach meinem Klinikaufenthalt die Gruppe besucht, bloß um zu Hause nicht auf dumme Ideen zu kommen“, sagt Kappauf. Seit einem halben Jahr begleitet er nun jemanden in seiner Abstinenz auch außerhalb der Selbsthilfegruppe. „Er hat sich bei mir gemeldet, weil ich offen mit meiner Alkoholerkrankung umgehe, und er wusste, dass ich abstinent lebe. Ein- bis zweimal die Woche gehen wir zusammen spazieren und sprechen miteinander. Für ihn bin ich eine Art Mentor.“

Mit anderen Betroffenen offen austauschen

Besonders die Jüngeren geraten eher in eine Sucht, so Ott, weil sie zu wenig soziale Kontakte oder nicht die für sie passenden Beziehungen haben. Für diese Menschen sei die Selbsthilfegruppe auch ein Weg aus der Einsamkeit, da sie sich mit anderen Betroffenen offen

Anette Ott liebt das Reisen und Heavy Metal. „Ich bin eine zufriedene Abstinenzlerin.“

über ihre Situation austauschen können und auf Verständnis stoßen. Seit 24 Jahren ist Kappauf nun schon abstinent. Seine Lebensgefährtin besucht als Angehörige mit ihm regelmäßig die Selbsthilfegruppe. Ihn hat sie nur nüchtern erlebt. Für Kappauf ist es schön zu erleben, wenn Betroffene oder Angehörige zum ersten Mal kommen und feststellen, dass die Treffen ganz anders sind, als sie sich das vorgestellt haben. „Ich freu mich, wenn sich die Menschen bei uns zu Hause und aufgehoben fühlen.“



Die Ausbildung zur freiwilligen Mitarbeit in der Suchthilfe beinhaltet Grundlagenwissen, das sowohl im ehrenamtlichen und Selbsthilferahmen als auch im Berufskontext genutzt werden kann.

Das Ausbildungsprogramm vermittelt folgende Inhalte:

- Grundkenntnisse zur Entstehung und Funktion von Suchterkrankungen
- Selbsterfahrung und Reflektion
- Informationen zu den Formen der Sucht

Außerdem gewinnen Teilnehmende Kenntnisse über

- die Auswirkungen und Wechselwirkungen von Sucht auf das soziale Umfeld
- den Umgang mit der Sucht und Rückfällen
- das Suchthilfesystem in Hessen
- die Tätigkeit der helfenden Person
- (eigene) Sinn- und Wertebezüge
- unterstützende Arbeitshilfen für Arbeit mit Gruppen und im beruflichen Kontext



info

SUCHTHELFER-AUSBILDUNG

Die Ausbildung „Freiwillige Mitarbeit in der Suchthilfe – nach Diakonie Standards“ vermittelt Wissen, praktische Fähigkeiten und stärkt persönliche Kompetenzen. Sie bereitet darauf vor, suchtkranke Menschen engagiert und verantwortungsvoll zu begleiten und zu unterstützen.

Einsamkeit in der Pflege: Wie neue Technologien ...

Handys, Laptops oder Tablets werden von vielen Menschen selbstverständlich im Alltag gebraucht. Aber auch Technologien wie Staubsaugerroboter oder Smart-Watches sind keine Besonderheiten mehr. Doch wie wirkt sich der digitale und technologische Wandel auf Menschen aus, die den Großteil ihres Lebens in einer analogen Welt gelebt haben und die nun älter werden und meist auch irgendwann pflegebedürftig?

Was bewirken digitale und technologische Innovationen in der Pflege? Und was haben sie mit Einsamkeit zu tun?

Der Truck der Digitalisierung zeigt die Zukunft der Pflege

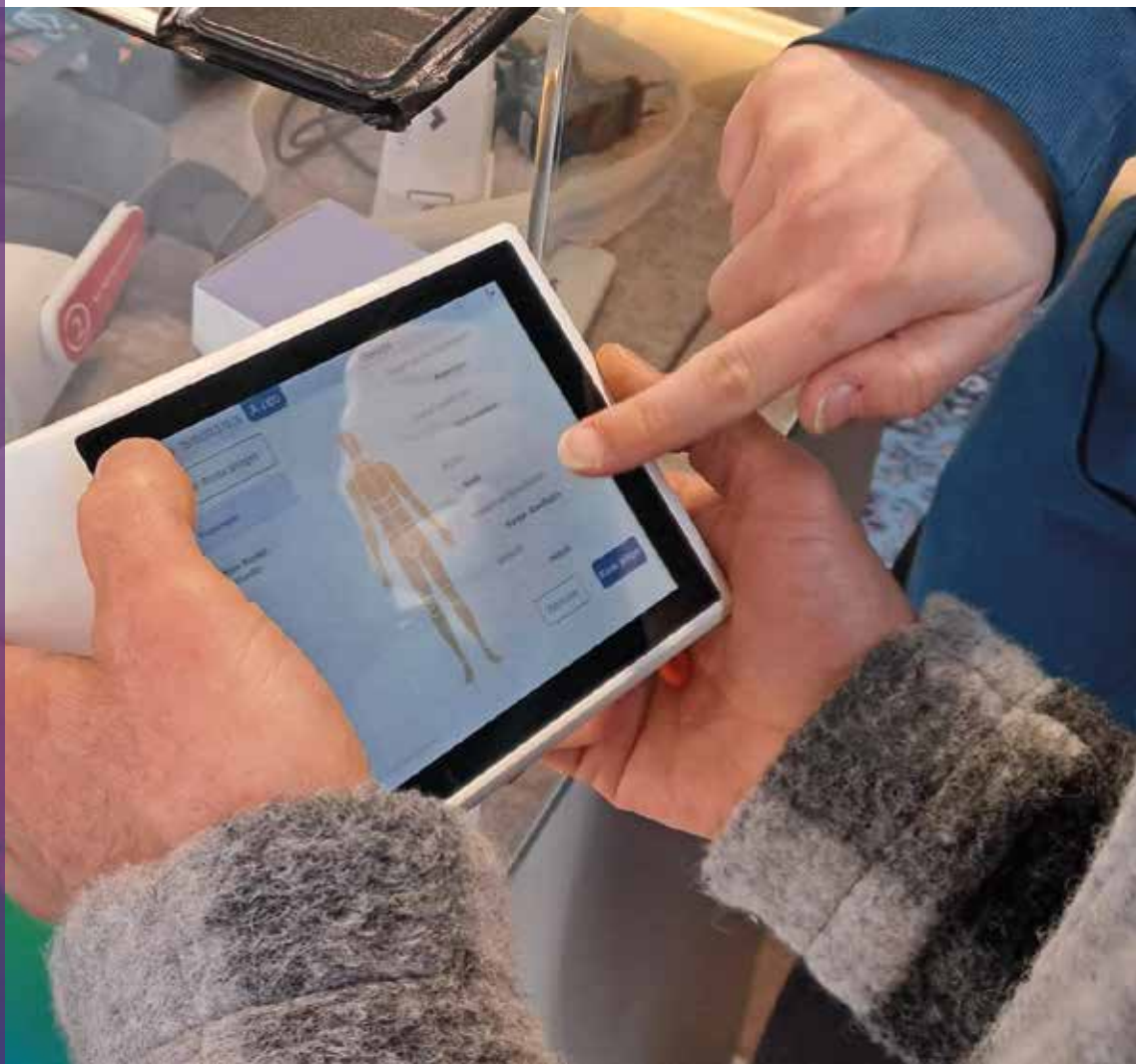
Am 1. Juli steht TruDi, der Truck für Digitalisierung in der Pflege, vor der Landesgeschäftsstelle der Diakonie Hessen in Kassel. Man findet dort Musikkissen, die beruhigende Töne von sich geben, angepasst daran, wie man sie bewegt. Auf einer induktiven Ladestation liegt ein kleiner Roboter, der ein Kunstfell trägt, wie eine haarige Erdnuss aussieht und manchmal gluckst, manchmal schnurrt, wenn man ihn streichelt, je nachdem, wie die darin verbaute KI es für angemessen hält.

Es gibt Fußmatten, die erkennen, wenn jemand auf ihnen stürzt, und die dann Notrufe absetzen. Virtual-Reality-Brillen liegen auf einem Regal, mit denen ein Ausflug nach Bern oder ein Tauchgang mit Delfinen erlebt werden kann. Ein geriffelter, leuchtender Ball im TruDi erzeugt Waldklänge, erzählt Märchen oder leitet Spiele wie „Bauernhoftiere erraten“ an. All das soll dabei helfen, die ambulante und stationäre Pflege zu verbessern. Einiges davon ist auch schon im Einsatz.



... das Leben verändern können

Damit sich Menschen in der ambulanten Pflege nicht einsam fühlen, braucht es täglichen Kontakt zu den Angehörigen und Freunden.



Digitale Teilhabe ermöglicht Beziehungspflege

Beispielsweise das Kommunikationssystem „enna“. Es besteht aus zwei Teilen: Einer Docking-Station, die einem Tablet ähnelt, und einer App, die auf dem Handy installiert werden kann.

Anstatt einer Tastatur oder eines Touch-Pads besitzt die Docking-Station eine Ablage für Karten, auf denen Aktionen abgedruckt sind, etwa „Simon anrufen“, „Wetter zu Hause“ oder „Fotos von Julia“. Legt man die Karte auf eine dafür vorgesehene Einbuchtung, werden die entsprechenden Aktion gestartet.

Auf dem Tablet können Telefonate geführt, Webseiten aufgerufen oder Fotos angesehen werden, die zuvor von Angehörigen oder Pflegenden per App auf das Tablet gesendet wurden.

Der Hersteller bewirbt „enna“ auf seiner Webseite mit Slogans wie „Öffne Oma mit den „enna“ Cards die ganze Welt“ oder „Bringt die ganze Familie zusammen“. Das System soll Menschen mehr digitale Teilhabe und ein selbstbestimmteres Leben ermöglichen.

Anett Gille, Pflegedienstleitung bei der DiaCom Altenhilfe in Eschwege, hat „enna“ in der Demenz WG Niederhonne und im privaten Umfeld eingeführt.

Sie sagt,

„die „enna“ hilft den Nutzern, um ständig mit den Angehörigen in Kontakt zu sein.“

Viele ältere Menschen kommen mit den Handys heutzutage nicht mehr klar. „Enna“ ist ein einfaches System in der Handhabung. Einfach Karte auflegen und los geht der Anruf. Ebenso kann man über die „enna“ z.B. Filme, Tageschau etc. tagesaktuell ansehen.“

Gille ist überzeugt davon, dass die ambulante Pflege von Systemen wie „enna“ maßgeblich profitiert, „eigentlich müsste meiner Meinung nach jeder eine „enna“ bekommen, der alleine zu Hause lebt. Wir sind von dem Gerät so begeistert, da wir dieses in unserem familiären Umfeld selber nutzen.“

„Enna“ hilft, Kontakt zu halten und über den Bildschirm zu sehen, wie es der Angehörigen geht. Ein bildlicher Kontakt (einen Einblick in den Wohnbereich sowie einen Eindruck über das Wohlbefinden des Nutzenden) ist ebenfalls möglich. „Wir können miteinander erzählen und anhand vom Gesichtsausdruck erkennen, wie unsere Mutter unsere Erzählungen aufnimmt. Wir können sie an unserem Familienleben teilhaben lassen, da sie über den Bildschirm immer dabei sein kann“, sagen Angehörige.

Einsame Menschen könnten sich über die neuen digitalen Möglichkeiten besser vernetzen, da ohne Fahrtweg und trotz Distanz sofortiger Kontakt möglich ist. Durch Videotelefonie entsteht ein Eindruck von gefühlter Nähe. Auch könnten Menschen mit Geräten wie „enna“ jederzeit Kontakt aufnehmen, ohne eine Telefonnummer zu suchen. Damit sich Menschen in der ambulanten Pflege nicht einsam fühlen, braucht es täglichen Kontakt zu den Angehörigen und Freunden. Die Kommunikation mit der Familie und Freunden kann auch über einen digitalen Weg stattfinden, Teilhabe am Leben der Anderen entsteht dann durch gemeinsames Foto-, Video- und Filmeanschauen.

Robotertechnologie weckt Gefühl

In stationären Pflegeeinrichtungen des HDV Darmstadt wird seit 2017 ein Pflegeroboter eingesetzt, der einer Robbe ähnelt und Paro heißt. Er funktioniert im Prinzip wie der kleine Roboter aus dem TruDi und reagiert auf Ansprache und Berührung.

„Ich sehe alles, was jetzt so an Technologie kommt, als Roboter an. Das ist eigentlich mehr Unterstützung, um die Bewohner zu aktivieren und zu motivieren“,

sagt Maktal Firouj, Pflegedienstleitung im Agaplesion Haus Johannes in Heppenheim. Sie arbeitet auf einer gerontopsychiatrischen Station, in der demenzerkrankte Personen in einem sogenannten geschlossenen Bereich leben.

Einsamkeit kann für die Bewohner*innen durch die neue Umgebung der Pflegeeinrichtung entstehen, in der für sie ein neuer Lebensabschnitt beginnt. Neue Kontakte müssen geknüpft werden unter den Bewohner*innen, aber auch mit den Pfleger*innen.

Von Einsamkeit besonders gefährdet sind Menschen, die keine Angehörigen mehr haben. „Einsamkeit ist tatsächlich für mich, wenn keine Besuche stattfinden, Veranstaltungen oder allgemein der Austausch in der Cafeteria mit den Ehrenamtlichen oder auf den Wohnbereichen mit unseren Altersbegleitern oder Betreuungsassistentinnen“, sagt Firouj.

Die Robbe helfe den Bewohner*innen bei der Bewältigung von negativen Emotionen und um sie zu beruhigen. Das Kuseln und Streicheln der Robbe, die sich auf die Stimme der Bewohner*innen hin auf und ab bewege, reduziere den Stress. Maktal findet, dass Paro aber kein Ersatz für menschliche Begegnungen sei.

Gleichzeitig hat sie beobachtet, dass die Robbe dazu beiträgt, dass Menschen emotional berührt werden. „Die Robbe ist ja tatsächlich bei uns auf dem Geronto-Bereich sehr beliebt und die Bewohner geben sich auch gegenseitig die Robbe weiter. Ich denke dann, das ist ja auch eine Reaktion, eine Emotion“, erzählt Firouj.

Sie sieht die Robbe als „Schlüsselreiz“, die eine Erinnerung oder ein Bewusstsein bei einem demenzerkrankten Menschen wecken kann:

„Dann spricht er und dann streichelt er, dann erinnert er sich an seinen Hund oder ein Tier, diesen therapeutischen Bezug sehe ich.“



info

TruDi

www.pulsnetz.de/ki-projekt
Das ist der zentrale digitale Ort des Zukunftszentrums, mit Infos zu Projekten, dem Truck, Angeboten und Ansprechpartner:innen

enna

www.enna.care
Lösung für digitale Kommunikation und Teilhabe im Alter – sowohl privat als auch institutionell.

Paro

www.parorobots.com
Der Roboter Paro wird therapeutisch eingesetzt, insbesondere zur Unterstützung von Menschen mit Demenz, zur Reduktion von Stress und zur Förderung sozialer Aktivierung.

Impressum

Herausgeber:
Diakonie Hessen –
Diakonisches Werk in Hessen und Nassau
und Kurhessen-Waldeck e.V.
Ederstraße 12
60486 Frankfurt am Main

Redaktion:
Eckhard Lieberknecht (verantw.),
Yvonne Burger, Kathrin Jasmin Lang

Layout: einzigartig werbung + design

Druck: Texdat-Service gGmbH |
Mierendorffstr. 47 | 69469 Weinheim
EinDRUCKsvoll sozial. Wir leben INKLUSION.

Bildnachweis:

EDITORIAL
Seite 4: © Gaby Gerster

BAHNHOFSSION
Seite 6-8, 11-13: © Diakonie Hessen/Yvonne
Burger

FLÜCHTLINGSSITUATION
Seite 16, 17, 19: © Judith Desoi
Seite 15: © smarterpix/gpointstudio
Seite 18: © adobefirefly/KI-generiert/Photoshop

WOHUNGSLOSENHILFE
Seite 20, 22: © T. Dimroth
Seite 21, 23: © A.M. Schäfer

SUCHTHELFER-AUSBILDUNG
Seite 25, 26, 29: © medio.tv/Christian Schauderna

PFLEGE
Seite 31-32, 35: © Diakonie Hessen

September 2025

